

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Neb., 22. November 1912 (Zweiter Theil.)

Nummer 15

Spruch.

Von Hedwig Cofa.
Fürchte dich nicht vor den herbsten Tagen,
Viel Tiefes und Reiches sie dir sagen;
Freue dich noch an späteren Wägen,
Suche jede Stunde zu hüthen,
Suche zu schaffen und rastlos zu streben —
Schau — von den Zweigen die Blätter
schweben ...
Sage dir täglich dankbar:
Der Herbst ist des Lebens Erntezeit!
Was du gesammelt in langen Jahren,
Ende die Früchte nun dir zu weihen,
Teile aus mit hilfsreicher Hand —
Ach, so manchen die Sonne erstrahlend,
Ohne daß er vom Herbst im Leben
Sich selber genommen und andern
geben.

Am Hügel.

Erzählung von Max Karl Wölfler.
„Herr Leutnant! Herr Leutnant!“
Leutnant Herder, der etwa 200
Schritt dem kleinen Trupp voranritt,
fiel seinen Blicks an und wandte
sich, die Rechte auf die Gruppe sei-
nes Pferdes gestützt, um und sagte
halslos: „Recht, nun schreit bloß
nicht so! Oder wollt ihr, daß uns die
schwarzen Salanten partout über den
Hals kommen? Was gibts?“ Unter-
dessen waren die anderen, ein Ge-
freiter und vier Reiter, herangetom-
men, und der Gefreite sagte: „Herr
Leutnant, der Bleifuchs lahm etwas
am linken Hinterbein.“
„Insam! Das hat noch gefehlt.
Abgefessen!“ Alle sechs sprangen vom
Pferde, und nachdem Leutnant Her-
der den Fuß seines Gauls untersucht
hatte, wandte er sich zum Gefreiten.
„Sörgel, wie viel gibts noch Wasser
pro Schnauze, ich meine pro Kopf?“
„Dreipiertel Liter, knapp.“
„hm, davon können wir ja nicht
gerade ein Zehgelage halten, aber es
soll jeder trinken. 20 Minuten rast.“
Die Reiter loderten das Riemen-
zeug ihrer Pferde, gaben jedem eine
Handvoll harten, trockenen Grases
und zwei Feldzweibüde, und dann
verteilte der Gefreite Sörgel an je-
den der Kameraden einen Becher Was-
ser, sorgsam, sorgsam, daß ja nicht
ein Tropfen dieses kostbaren Nasses
in den heißen, trockenen Sand rulle.
Leutnant Herder entnahm seiner Sat-
teltasche ein kleines Thermometer und
siedte es in das Wasser seines Be-
chers. „29 Grad! Prost, Jungs, eine
angenehme Kühlung, was?“ Er
trank aber nicht, sondern zog sein Ta-
schentuch hervor und schüttete etwas
von dem Wasser drauf und drückte
das Tuch auf die Hinterfessel seines
Pferdes.
„Ist's schlimm?“ fragte Reiter
Möller.
„Ich denke nicht. Ein Fliegenstich
oder Dornenstich!“ Und im Begriff,
den Rest seines Wassers auf das Tuch
zu schütten, fiel ihm Gefreiter Sörgel
in den Arm, bei deutschen Soldaten
eine auf dem heimlichen Kaser-
nehofe unmögliche Sache, aber der
Krieg läßt manche Schranke zwischen
Vorgesetzten und Untergebenen fin-
ten.
Und Sörgel sagte: „Nicht doch,
Herr Leutnant. Herr Leutnant müs-
sen auch einen Schluck trinken. Es
ist erst zwei Uhr, und ich befürchte,
daß wir heute nicht zur Station kom-
men werden.“
Leutnant Herder überlegte einen
Augenblick, dann sagte er: „Sie ha-
ben recht, Sörgel!“ und er nahm
einen kleinen Schluck aus dem Be-
cher, setzte ihn wieder an, trank aber
nicht. „Es genügt, der Gaul braucht
auch Kühlung für sein Bein.“ Und
mit dem letzten Schluck im Becher
seufzte er wiederum das Tuch an
und läufte die wunde Stelle an des
Tieres Fuß.
Nach genau 20 Minuten sprangen
sie wieder zu Pferde und nun ging es
weiter, langsam und schonend. Das
Thermometer, das der Leutnant am
Sattel hängen hatte, zeigte 49 Grad.
Von den milden Hufen der Rosse wir-
belte Sand und Staub auf und setzte
sich in Mund und Nase. Der Him-
mel zeigte sein ewiges Blau, das
nach dem Horizonte in rötliches
Gelb überging, und ganz, ganz in der
Ferne zog sich, wie ein dünner Re-
belstreif, ein Gebirge hin. Ab und
zu hielt der Leutnant, prüfte mit dem
Kompaß die Richtung und suchte dann
mit seinem Zeiß- Feldstecher die
weite Ebene ab.
„Sörgel, wie weit schätzen Sie noch
bis zum Gebirge?“
Der Gefreite, ein heller Junge und
tüchtiger Soldat, maß mit den Augen
die Entfernung vergeblich und
prüfte und sagte dann: „50 Kilo-
meterchen können noch daraus werden,
Herr Leutnant.“
„Verdammt, da möchten wir etwas
anreiten, ich hatte es höchstens auf
40 geschätzt.“ Nun trugen sie an
40 waren vor drei Tagen früh vom
Hauptquartier abgeritten und sollten
eine Signalstation, die weit in das
von Witbois besetzte Gebiet vorge-

schoben war, d. h. nur der Gefreite
und die vier Reiter. Leutnant Her-
der war nur Führer des Postens und
sollte nur den Stationswachhabenden
neue Instruktionen bringen. Der
Weg vom Hauptquartier zur Station
betrug eigentlich nur einen Tages-
marsch, aber da waren sie unvermutet
auf große Streifscharen der schwarzen
Freunde gestoßen und hatten nun nach
Norden in weitem Halbkreis ausbie-
gen müssen. Aus dem einen Tages-
marsch waren nun drei geworden,
die Pferde waren zu Tode erschöpft
und boten ihre letzte Kraft auf. Die
Futtermittel waren zu Ende, und
schon seit Mittag teilten die waderen
Jungen ihre eigenen Vorratsportionen,
die ein lediges Pferd in zwei
Rufstücken trug, mit ihren Tieren.
Ar der Station würden sie nicht
Mangel leiden. Es gab dort eine
Quelle und Gras in Fülle, denn der
Bewachungsposten lag auf einem
Felskegel mitten im Walde, in dem
auch noch ab und zu ein Wildbreit zu
erkennen war. Leutnant Herder, eine
riesenlange, hagere Gestalt, trug die
Epauletten noch nicht lange. Seine
vaterländische Begeisterung und eine
Zweikampfs-Affäre in der Heimat
waren die Gründe seines Uebertritts
in die Schutztruppe.
Nach zweifelhafte, guten Trab
waren die Berge so nahe gerückt, daß
man schon den Wald erkennen konn-
te, und gegen 8 Uhr Abends ritten
sie durch das erste Gebüsch, dem ein
ziemlich dichter Hochwald folgte.
Schon lange hatte Leutnant Herder
seine Reiter heimlich beobachtet. Er
war selbst erschöpft bis zum Tode.
Drei Tage im Sattel, ungewaschen
und von kleinsten Portionen Feld-
zweibüde und Wasser ernährt, dazu die
sichere Sorge, vom Feinde aufgeföhren
und vernichtet zu werden, das war
selbst für die zähe Natur eine riesen-
anforderung. Aber mit leichter Ener-
gie bemühte er sich, stramm im Sat-
tel zu sitzen, ein fröhliches, sorgen-
loses Gesicht zu zeigen und durch ein
Scherzwort, das nicht immer faltsch-
wändig war, seine Leidens- und Kriegs-
tomerden bei Zuversicht und guter
Laune zu erhalten.
Da war der Reiter Wönig, ein
schwächliches und blaßes Kerlchen,
seines Zeichens Draggist, der sich nur
noch mit letzter Kraft im Sattel hielt.
Leutnant Herder reichte ihm seine
Feldflasche, in der sich schwach mit
Rum versetzter Tee befand.
Reiter Wönig zögerte, seinem Leu-
tanten den letzten Trunk zu kürzen,
aber der Leutnant sagte: „Greifen
Sie nur zu, Wönig, wir triegen bald
Nachschub.“ — Und so hatte der
brave Offizier für jeden seiner Leute
etwas. Der Gefreite bekam eine Zi-
garette und die anderen ein Stück
Schokolade, die der Leutnant in einer
Fleischschachtel bei sich führte.
„Kinder, wir machen Schluss, was?
— Heute finden und erreichen wir un-
sere Station so nicht mehr, — also
abgefessen!“ — Sie waren etwa
100 Meter im Walde. — Die Pferde
wurden angepöfodt, ihnen das Riemen-
zeug gelodert und der Zaum abge-
nommen. Zwei der Reiter schoben
sich in das Dickicht vor, um zu sichern
und die anderen drei packten die Rud-
er aus und bereiteten das Abend-
mahl: kaltes Kornferden - Fleisch und
ein Becher Wasser. Der Leutnant
orientierte sich unterdessen nach Kom-
paß und untergehender Sonne und
an der Hand der Karte im Gelände.
— Nach reichlich dreißig Minuten
setzten die beiden Patrouillen, Möller
und Schwente, zurück, meldeten, daß
sich nichts Verdächtiges gezeigt, aber
daß sie auch kein Wasser gefunden
hätten.
„So, — na, das ist nicht so
schlimm. Die Pferde haben feuchtes
Gras, wir haben jeder einen Becher
Wasser, ich spendiere außerdem für
jeden ein paar Tropfen Rum in das
Wasser. — Feuer wird natürlich nicht
angezündet, damit wir die schwarzen
Halunken, falls welche in der Nähe
sind, nicht anlocken und auch durch den
Schein unsere Leute auf der Station
nicht etwa irre führen. — Die ersten
beiden Stunden übernehme ich allein
die Wache, Ihr schlaft unterdessen.
Von neun bis elf Uhr haben Sörgel
und Möller, von elf bis ein Uhr
Schwente und Münd und von ein
bis drei Uhr Wönig und ich die Wa-
che. — Also nun losgespannt! Jede
Minute ist kostbar. Geschaffen wird
nur im aller- allergrößten Noisfall.
Gute Nacht.“
Die Reiter widelten sich in ihre
Decken und waren bald eingeschlafen.
Leutnant Herder stand auf, prüfte
die Pflodung der Pferde noch einmal,
lehnte sich an einen Baumstamm,
siedete sich seinen Dienstrevolver zwi-
schen den dritten und vierten Knopf
seines Feldrockes und rauchte dann
eine Zigarette nach der anderen mit
mattem Zuge, um das Feuer nicht hell

aufzublühen zu lassen. — Die Dämme-
rung hing schon in den Zweigen, am
Himmel schoben sich jetzt düstere Wol-
ken auf und verdeddten jeden Stern,
ein schwacher Wind schüttelte die
Baumkrone, — sonst eilige, tote
Ruhe. — Da fangen die Gedanken
an zu wandern, fort aus der Wild-
nis, denselben Weg zurück, den des
Tages der Körper genommen: in das
Hauptquartier, — sonst eilige, tote
Ruhe. — Da fangen die Gedanken
an zu wandern, fort aus der Wild-
nis, denselben Weg zurück, den des
Tages der Körper genommen: in das
Hauptquartier, — dann an die Küste,
dann fahren sie auf dem großen
Schiffe, das ihn hergebracht, der Hei-
mat zu. Die zwei Wochen auf dem
elsterlichen Gute, die er vor seiner
Ausreise nach Afrika dort zugebracht,
war die schönste Zeit seines Lebens.
— Eltern, Schwester, die Freunde,
die Nachbarn, alle, — alle hatten ihn
mit Liebe überschüttet, in dem Be-
wußtsein, daß es vielleicht die letzte
Liebe sei, die sie dem großen dum-
men Jungen erweisen dürften. —
Was mögen sie jetzt machen, — jetzt,
am 1. März zu Abend? — Auch dort
Dämmerung, das große Zimmer im
Parterre ist vielleicht noch schwach ge-
heizt. — Ob sie an ihn denken, wie
er an sie? — Sicher, — ganz sicher.
— Vielleicht haben sie gar heute seine
letzte Post bekommen. Vor fünf Wo-
chen hatte er sie abgeschickt. — Vor
fünf Wochen. Herr Gott, eine so
kurze Zeit, ein Nichts im ewigen Zeit-
raume, und was hatte er in diesen
paar Wochen erlebt: neun Runds-
schafstritte, — zwei Gefechte, — dabei
einen Streifschuß am rechten Ober-
arm, der aber schon nach drei Tagen
wieder vernarbt war.
Fünf schwarze Halunken hatte er
eigenhändig ins Jenseits befördert.
Eitelhaft war das gewesen, wie er den
Kerl ihm im Umfinken anschaute,
bloß Weiß im Auge, — so schief, so
blech stehendes Gesicht, als stühe er
ihm mit den Augen. — Ob ein
Mensch mit den Augen schlafen kann?
— Und mehr noch hatte er erlebt,
Schlimmeres. Seinem Freunde Rade
Leyow hatte er die Augen zugebrückt,
denselben Leyow, mit dem er vor
zwanzig Jahren auf seiner Mutter
Schoß gesessen, denn Rade war mit
ihm aufgezogen worden, — denselben
Leyow, mit dem er zusammen der
Gouvernante ausgereissen war, wenn
sie französische Lektion halten wollte,
denselben Leyow, der in der scheuß-
lichen Nacht vor dem Zweikampfe in
der Heimat bei ihm geblieben war, —
ihm Mut zugesprochen, ihn auf-
gerichtet hatte, — denselben Leyow,
der ihm beim letzten Bivak vor dem
nördlichen Kampfe mit den Schwarz-
en gefanden, daß er seine, Herders
Schwefel über alles liebe und sich ihr
nach der Rückkehr in die Heimat
erklären wolle.
Der war nun tot, lag drüben, jenseits
dieser Berge, im Sande ver-
scharrt. — Und noch einen hatte er
begraben, auch einen lieben Freund
von der Penne her. Den hatte er
gefunden auf einem Rundschaftsritte
im Walde, tot und verstümmelt, ge-
schändet von den menschlichen Bestien,
gegen die sie Krieg führten. — „Ver-
fluchte Halunken!“
Er stampfte mit dem Fuße auf und
sah mit dem Kopfe in die Höhe,
— da zuckte etwas im Gebüsch zu-
rück und schlich rückwärts. — Mit
weitem Auge starrte Leutnant Herder
in das Gebüsch, um die letzten Reste
des verglimmenden Tages aufzuruf-
en. — Da glühten ihm zwei Lichter
entgegen, schräg geschickt und gierig
funkelnd und das etwas ward
kleiner und kleiner und schnür-
te rückwärts und verschwand
im Dickicht. — Noch ein lei-
ses fernes Rascheln, dann Stille.
Leutnant Herder fühlte, wie er
zitterte. — Herr Gott, er war Sol-
dat und nicht Kropenjäger und ein
Leopard, ein richtig gehender, los-
gelassener, wilder Leopard mit glie-
rigen Augen und lundernden Lefzen
kann einem schon zittern machen. —
Er zog tüchtig an seiner Zigarette
und hielt diese dann schnell über das
Zifferblatt seiner Uhr. — Drei Mi-
nuten nach neun Uhr, also Posten-
wechsel. —
Drei Uhr Morgens. — Die Rei-
ter machten ihre Gütle marschbereit,
tranken einen Schluck Wasser und
aßen etliche Zweibüde und ein Stück
Schokolade, das der Leutnant einem
jeden gab, und nun rückten sie ab, je-
der seinen Gaul am Hügel nachfüh-
rend, denn jetzt ging es durch ziem-
lich dichtes Unterholz. —
Nach dreifündigem Marsche, der
anstrengend und beschwerlich war, sa-
hen sie endlich den bewaldeten Fels-
kegel, auf dem die Kameraden hausten,
vor sich. — Er trage wie eine Burg
aus dem Wüstenmeer und gewährte
jedenfalls Aussicht bis weit in die
Ebene. — Ein Unteroffizier, zwei Ge-
freite und acht Mann hielten die Sta-
tion besetzt und sollten alle zehn Tage

abgelöst werden, aber nur immer ein
Gefreiter und vier Mann. — Das
kleine Plateau war bei geschickter Ver-
teidigung tatsächlich unannehmbar.
— Nach drei Seiten fiel der Felsen
etwa 20 Meter senkrecht ab, nur an
der vierten Seite war ein Aufstieg
möglich. — Dazu kam der seltene
Glücksfall, daß auf dem Plateau eine
Quelle herrlichsten Wassers ausspru-
delte. Dadurch wurde der Felskegel
eine Signal- und Beobachtungsstation
ersten Ranges.
„So, Herrschaften, jetzt lassen wir
unsere Gütle hier. Wönig, Sie über-
nehmen die Wache. Ich denke, daß
in etwa dreißig Minuten Sie und die
Pferde von den Kameraden der Sta-
tion abgeholt werden.“
Und nun drangen sie weiter vor im
Dickicht. Jetzt waren sie am Aufgange
zum Felsen angekommen und Leu-
tnant Herder rief: „Hallo! Ablös-
ung!“
„Hallo!“ klang es von oben zu-
rück. —
Nun führten die vier Reiter zu
Fuß, ihr Leutnant an der Spitze, un-
ter freudigem Lachen und Rufen, den
Bergkegel hinan. Da antwortete ih-
nen von oben ein wahnsinniges, wild-
es Geheul und am Eingange zur
Station erschien eine Horde Kerle
in Schutztruppen - Uniformen und
mit schußfertigen, schwarzen Fragen.
Einen Augenblick stugten die wade-
ren Reiter vor starrem Schreck, aber
dann rief Leutnant Herder: „Recht,
Marsch, zu den Pferden! Die Sta-
tion ist niedergemacht.“
Und sie stürmten zurück zum Pfer-
dehaltplatz, aber auch dort empfing
sie hämliches Wüstengeheul und eine
Salve allerdings schlecht gezielter
Schüsse.
Wir sind verloren, Kameraden, der
ganze Berg ist umzingelt, aber teuer
wollen wir unser Leben verkaufen.
Zurück zum Berg und Sturm ge-
laufen, schrie Leutnant Herder, und
wieder ging es den Berg hinan. „Hin-
legen! Möglichst Dedung!“ — So,
nun ruhig feuern!“
Und Schuß um Schuß zählte hin-
auf zur Station. — Da, was war
das? — Was taten die Bestien?
Langsam schob jeder der Wilden ei-
nen toten Menschen vor sich her, ei-
ner bis auf das Hemd ausgeraubten
deutschen Kameraden, und geschickt
deckten sie sich hinter dem Leichnam,
in der Annahme, daß die Deutschen
nicht auf die Toten schießen wür-
den.
„Herr Leutnant, das sind unsere
Kameraden.“
„Schweigsam!“ — Aber los, Jun-
gens, — hier ist keine falsche Plei-
stet am Plage. — Schießt durch die
Toten! Unsere Augen genügen dann
immer noch für die Hunde!“
Und nun begann ein gräßliches
Feuer auf die Leichen und ein nicht
schlecht gezieltes. — Ein baumlan-
ger, schlottiger Witboi machte einen
Luftsprung und tollerte dann den
Berg herab und ein zweiter folgte
ihm. Da sprangen die Schwarzen
zurück und Leutnant Herder fürzte
vorwärts und schrie in wahnsinniger
Kampfeswut: „Hurrah!“ und die
Kameraden folgten.
Da brach Sörgel zusammen und
einen Augenblick später umklammerte
Möller einen Stamm und rutschte an
ihm hinunter und sank röhelnd ins
Gras und bei jedem Sturz stimmten
die droben ein Triumphgeheul an.
Leutnant Herder schob sich jetzt,
hier und da Dedung suchend, mit
Rieseneile den Berg hinan. Wie eine
große Spinne sah er aus, der lange,
dürre Mensch, als er da hinauftrau-
chte, den Revolver in der Linken, den
Säbel in der Rechten. Und droben
fielen ein Duzend Kerle über ihn
her. Den ersten schoß einer seiner
Reiter vor den Kopf und dem zwei-
ten hieb er selbst, wie weiland Pe-
trus, das rechte Ohr ab, mit so
furchtbarem Säbelhiebe, daß der
Stahl noch in Schulter und Brust
fuhr und der Schwarze tatsächlich ge-
spalten wurde. Nun trennten sich die
übrigen zehn und sechs rangen mit
den beiden Reitern, die sie natürlich
bald niedergemacht hatten. Unterdes-
sen mähete Herder buchstäblich mit sei-
ner Waffe wie mit einer Sense, bis
das gute Eisen an einem steinernen
Dickschädel eines Wilden zerbrach.
Den Rest hieb der Leutnant einem frech-
brüllenden Gegner durch die Kehle und
warf dann den Stumpf einem anderen
vor den Kopf, daß diesem Sehen und
Hören verging. Nun war er waffen-
los, nur der abgeschlossene Revolver
blieb ihm noch.
Eine Art Kampfeswahnsinn, Ver-
nichtungswut war über ihn getom-
men. Er tobte, aus acht oder zehn
Fleischwunden blutend, unter den
Wilden umher und ließ mit furcht-
barer Wucht seinen Dienstrevolver
auf die krausen Schwarzsädel nie-

derausen, stieß einem auch die bloße
Faust unter das Kinn und trat andere
mit den schweren Reiterstiefeln vor
den Bauch und einem dritten end-
lich gab er eine wahnsinnige Ohrfeige,
weil er ihm den Revolver aus der
Hand geschlagen hatte, und nun fürzte
er sich auf den Gegner, würgte
ihn am Halse und brach ihm fast den
Wirbel.
Da traf ihn ein Keulenschlag und
fiel die deutsche Eiche. Dampf
schlug er nieder und war tot.
Die Schwarzen aber standen da in
stummem Staunen. Wie ein Löwe
hatte er gekämpft. Geduckt, wie ge-
schlagene Hunde schlüpfen sie umher.
Die deutschen Helden aber wurden,
gleich ihren Kameraden, beraubt und
verscharrt bis auf Möller. Der hatte
sich, schwer verwundet, ins Gebüsch
vertröhlen und war so den wilden
Gesellen entgangen, sonst hätten sie
ihn noch lebendig mit ins Grab ge-
worfen. Dann rückten die Wilden ab,
ihre Toten mitschleppend.
Zwei Tage später kam eine deut-
sche Erkundigungsstruppe und fand
den halbtoten Reiter Möller. Sie
brachten ihn nach Swakopmund, wo
er, allerdings erst nach Monaten, ge-
nas.
Der erzählte mir kürzlich, bei ei-
nem Besuch in der Mark, den ruhm-
reichen Todeskampf der deutschen Ka-
meraden.
Der erste Gratulant.
Von Fritz Schönborn.
Frau Martha Winter war eine lu-
stige, lebensfrohe Witwe von achtund-
dreißig Jahren. Ihr verewigter Mann
hatte ihr ein sehr anständiges Ver-
mögen und eine einzige Tochter hinter-
lassen, die eben mit siebzehn Jah-
ren eingesehnet war. Da Fränze ein
sehr hübsches, frisches Mädel war,
hatte sie trotz ihrer Jugend nicht nur
Verehrer, sondern auch ernsthafte Ver-
erber. Unter den letzteren war auch
der Bankier Grundmann.
Wenige Tage nach der Einsegnung,
bei der er Gast gewesen war, erschien
er in feierlich schwarzer Gewandung
bei Frau Winter.
Die junge Witwe war etwas über-
rascht, als der Gast ihr erklärte, er
interessierte sich ernsthaft für Fräulein
Fränze.
„Sie meinen das Kind, die
Fränze?“
„Aber Fränze ist wirklich noch zu
jung. Ich habe leider sehr jung ge-
heiratet und immer meine unberheir-
teten Freundinnen beneidet, die von
einem Fest zum anderen flogen, wäh-
rend ich an der Seite eines viel äl-
teren Gatten zu Hause sitzen mußte.“
„Aber, gnädige Frau, das brauchen
Sie bei mir nicht zu befürchten. Ich
bin sehr lebenslustig und werde meine
Frau nicht einsperren ... im Gegen-
teil ... sie soll an meiner Seite das
Leben in vollen Zügen genießen.“
„Bis sich so ein kleines schreiendes
Hindernis einstellt ...“
„Und gnädige Frau zur Großmutter
recht macht ...“
Frau Winter lächelte. „Ja aller-
dings ... Ich bin jung und lebenslu-
stig ... ich fühle mich sogar noch
jünger, als ich bin. Da soll ich mich
schon als Großmutter fühlen?“
In Grundmanns lustige Augen trat
ein nachdenklicher Ausdruck ... Frau
Winter schien es, als ob er ihre Er-
scheinung unter einem ganz neuem Ge-
dankengang musterte ...
„Gnädige Frau, darf ich offen zu
Ihnen sprechen?“
„Ich bitte darum.“
„Dann kurz und rund gesagt: Sie
müssen heiraten.“
„Schon möglich, aber ...“
„Ich weiß, was Sie sagen wollen
und ich habe schon einen Freier, mei-
nen Kompagnon Säuberlich. Er ist
ein sehr stattlicher Mann, ein wohl-
tonender Vierziger ... Er schei-
det jetzt aus der Firma, weil er ge-
nuet erworben hat, um sehr beglück-
t zu leben.“
„Halb im Scherz, halb im Ernst gab
die Witwe ihrem Gast die Erlaubnis,
die Bekanntschaft mit seinem Kom-
pagnon zu vermitteln.
Fränze war alt genug, um zu mer-
ken, was sich da anspann. Aber der
Gedanke schredte sie nicht, denn der
zukünftige Stiefvater gefiel ihr, und
noch mehr seine Pläne. Er wollte
weite Reisen machen, eine Waldherr-
schaft mit schönem Schloß mieten.
Das Verhalten Fränzges erleichterte
Frau Winter den Entschluß. Grund-
mann nahm zur rechten Zeit seinen
Vorteil wahr und ließ sich von Säu-
berlich die Hand seiner zukünftigen
Stiefmutter als Belohnung seiner ver-
mittelnden Tätigkeit feierlich zujagen.
Nun nahm die Sache ihren Fortgang.
Verlobung und Hochzeit folgten tra-
fisch und das junge Paar trat so-

fort eine längere Reise nach Italien
an. Und der neue Vater setzte es
durch, daß Fränze mitfahren durfte.
Von Grundmann kam in jeder
Woche mindestens ein langer Brief,
der an den Papa gerichtet, aber für
Fränze bestimmt war. Säuberlich hielt
es für seine Pflicht, Grundmanns
Sache bei seinem Stiefvater zu
führen, fand aber kein Verständnis
dafür. Und als der Papa schließlich
sehr deutlich auf den Busch klopfte,
gestand sie ihm, daß sie ihr Herz be-
reits verschenkt hätte ... an einen jun-
gen flotten Baumeister.
Säuberlich zog sofort Erkundigung
ein, die ganz vorzüglich lauteten. Ge-
gen den Bewerber war also nichts
einzuwenden. Und weshalb sollte
Fränze nicht ihrer Herzensneigung
folgen dürfen? Auch die Mutter, die
endlich ins Vertrauen gezogen wurde,
war derselben Ansicht. Fränze war
überglücklich, die Mutter freute sich
an dem Glück ihrer Tochter, nur Herr
Säuberlich war in schweren Gedan-
ken.
Er dehnte die Reise aus so daß
Fränze schließlich ungeduldig wurde
und zur Heimkehr drängte. Auf ihre
Bitte wurde Grundmann nicht von
der Ankunft der Familie Säuberlich
benachrichtigt, aber sie hatte ihren
Schah auf den Bahnhof bestellt. Ge-
gen Abend kam der Herr Baumeister
schon zu Besuch und als er spät
Abends das Haus verließ, war er
Fränzges Bräutigam. Herr Säuberlich
schief sehr schlecht in dieser Nacht.
Er hatte Grundmann durch eine Karte
zum nächsten Vormittag eingeladen.
Grundmann kam sehr zeitig, natü-
rlich im Frack, ein Kissenbuket in
der Hand. „Ich habe doch Deine
Einwilligung, lieber Freund, nicht
wahr ... also bitte ...“
„Ja allerdings, aber ich weiß nicht
...“
„Na, was könntest Du denn für
Bedenten haben? Ach so ... na dar-
über kann ich Dich beruhigen ... Die
Emmy ist sehr vernünftig ... sie
hat ja von Anfang an gewußt, daß
die Egoe nicht ewig dauern kann,
daß ich einmal heiraten werde ...“
Säuberlich hatte sich bei diesen
Worten zu seiner ganzen Höhe auf-
gerichtet.
„Und das sagst Du mir in dem-
selben Augenblick, wo Du um die
Hand meiner Tochter anhällst? Da
kann ich vor meiner Frau nicht ver-
antworten ...“
„Blag Dich der Teufel, Säuberlich?
Wonniglich auch noch vor Fränze
nicht? Nun sei mal vernünftig!“
„Mein! Und um ganz ehrlich zu
sein, muß ich Dir noch mitteilen, daß
Dir ein anderer zugeordnet ist, den
Fränze leidenschaftlich liebt ...“
„Ja, lieber Säuberlich, weshalb
hast Du mir das nicht gleich gesagt?
Das ändert ja die Sache ... ich werde
mir doch nicht von Fränze einen Korb
holen ... Unangenehm, sehr unange-
nehm. Ich habe in diesem Augen-
blick Bekannte getroffen ... Halt ... ich
hab's ... Du hast es mir gefehret
... Fränze ist doch verlobt ...?
Ja? ... Denn bin ich eben als alter
Freund Eures Hauses der erste Gra-
tulant ...“
Das Liebedelirium.
Ein eigenartiges Liebedelirium, des-
sen Rezept den Frauen Europas zur
Verfügung gestellt wird, verrät ein
aus Marokko zurückgekehrter fran-
zösischer Offizier. „Das Mittel“, so
erklärt der Oberst, „soll unfehlbar
sein, aber ob es auch in Europa seine
Zauberkraft bewahrt, kann ich natür-
lich nicht voraussagen.“ Die Maro-
kanerin, die ihres Mannes Liebe wie-
dererobert möchte, bedient sich folgen-
der Methode: Zunächst zieht sie in
gerader Linie einen Streifen reinen
Honigs von der Mitte ihrer Stirn
bis zum Kinn und fängt den lang-
sam hinabtropfenden Honig in einem
großen Löffel auf. Dann muß sie die
Spitze ihrer Zunge mit einem Feigen-
blatt reiben, bis sie blutet, und sieben
Fünftel Honigflüssigkeit häufen kann; die
Erbe aber muß von der Stelle stam-
men, die vorher von dem nackten Zeh
der Frau berührt worden ist. Wenn
dann der etwas leichfertige Herr Ge-
mahl diese Mischung genossen hat —
wie man ihn dazu heimlich bewegt,
ist Sache weiblicher Erfindungsge-
be —, dann ist er fortan unfehlbar treu
und verzehrt sich in Liebe ...